



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Grunauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg

❖ **Im Lenz.** ❖

Der Lenz kam mit den Schwalben ins Land —
Nimm, Vater, o nimm nun dein Kind bei der Hand
Und führ' es hinaus, wo im Windeswehn
In junger Schönheit die Blumen stehn!
Dort zeig' ihm der Sonne güldenen Glanz,
Des Abendrots purpurnen Blütenkranz,
Und lehr' es verstehen der Lerche Lied,
Das jubelnd und selig zum Himmel zieht,
Das preisend aufsteigt mit innigem Klang,
Ein Dankgebet, ein Lobgesang!
Zeig' ihm die Wunder, die hold versteckt
In Busch und Gräsern, der Blick entdeckt,
Den Zauber, den ein Wiesenstrauß
Hinein trägt in das dumpfe Haus!

Ja, Vater, weise mit leiser Hand
Ihm Gottes Spuren im Erdenland!
Schlöß' dann der Tod dein Auge zu,
Dräng' auch in deines Grabes Ruh'
Kein Laut des Lebens mehr hinein,
Du würdest unvergessen sein!
Im Abendgold, im Frühlingwind
Umfingest du wie einst dein Kind,
Dein Grüßen flöge wie der Duft
Der Wiesenblumen durch die Luft,
Und heimlich stünde auf die Zeit,
Da ihr gewandert hier zu zweit!
Zög' dann dein Kind auch allein durch das Land.
Es spürte noch immer die Vaterhand

Senna Scheler.

❖ **Bajowo.** ❖

Von

Elisabeth Siewert.

(Uebersetzungsrecht
vorbehalten.)

(Nachdruck verboten.)

Endlich entdeckte Herr Haugwitz die Leidenschaft seines Lebens; er hatte das siebenundfünfzigste Jahr erreicht, als das Ereignis eintrat; die Zeit vorher war mit den Erfahrungen ausgefüllt worden, daß die Beschäftigungen, Aemter und Würden, die sich allmählich auf ihn gehäuft hatten, nicht dazu geeignet waren, ihn zu befriedigen und auszufüllen. Der Ackerbau reizte ihn nicht sonderlich, obgleich es für seine zurückhaltende und friedliche Natur der

annehmbarste Zustand war, auf dem Lande zu wohnen. Es war nur ein scheinbarer Eifer, mit dem er sich der Bewirtschaftung seines Gutes annahm. Bajowo, ein hübsch arrondiertes, mittelgroßes Gut mit gleichmäßigem mittelschwerem Boden, guten Wiesen, einem hübschen See und einigem Waldbestand, hätte manchen Landwirt entzücken können; Herr Haugwitz sah den Besitz dieser Scholle mehr wie einen durch die Gewohnheit liebgewordenen Ballast an. Weder Viehzucht, noch Fabrikanlagen, weder der Beruf eines Hausvaters und Gutsherrn, noch der eines Kreisratsmitgliedes und Amtsvorstehers konnten ihm ein tiefergehendes Interesse einflößen, stets empfand er bei den mancherlei Beschäftigungen, denen



Der treue Begleiter.

er sich hingab — er war nie müßig — ein nagendes Verlangen nach einer rein geistigen Beschäftigung, nach den Wonnen wissenschaftlicher Forschung.

Er hatte die Empfindung, daß allein etwas derartiges, eine Arbeit, die ihren Wert und Nutzen lediglich im Abstrakten sucht und findet, es vermöchte, ihn bis zum Grunde zu erregen, und eine solche Erregung ersehnte er. Die frostige Halbheit und Mattigkeit, die ihn besonders stark seit dem Tode seiner temperamentvollen, kräftigen, ungekünstelten Frau befiel, die durch keine landwirtschaftlichen Vereine oder Kreistage, Kartenpartien oder den Umgang mit seiner Familie und seinen Leuten gebannt wurde, war ihm selber lästig; niemals schwieg die zarte mahnende Stimme in seinem Innern, sie klagte um ferne, unrißlose Dinge. Einige Male machte er Versuche, auf seine eigene Faust in eine Wissenschaft einzudringen. Auf seine nicht sehr großen und eingetrockneten Schulkenntnisse gestützt, gab er sich mathematischen Studien hin, dann astronomischen, aber mit beiden hörte er bald wieder auf, da er, statt einen Schatten von Befriedigung zu ernten, an einem Ohnmachtsgefühl zu kränken begann.

Nun, an einem heißen Spätsommertage, über den sich ein dicht mit runden, wolligen Wolkenkissen besäeter blauer Himmel spannte, wurde er durch ein halbblaues Luscheln, Klüßtern und Scharren in seinem Hausflur aufmerksam. Einen Augenblick sah er über die Zeitung und wartete; als sich nichts ereignete, erhob er seine magere und zähe Gestalt aus dem bequemen aufseufzenden Lederstuhl, schritt zur Thüre und sah hinaus. Sein erster Knecht, der lange Drlowski, der Schweinehirt Uklei, der immer so düster aussah, als ob er direkt aus dem Kohlentasten käme, und der trotzdem den Eindruck eines Mannes machte, der bessere Tage gesehen hat, die Köchin und das geringste Scheuermädchen bildeten eine Gruppe neben der Treppe, die ziemlich steil in den oberen Stock hinauf führte.

„Na, was giebt's?“

Drlowski wandte sich um, sah seinen Herrn zwinkernd unter verstaubten Wimpern an, grinste und entriß dem Scheuermädchen ein Etwas, das diese in ihren roten klumpigen Fingern hielt. „Da, gnädiger Herr, wie ich den Kiefernstubben ausgegraben hab', hab' ich das gefunden!“

Herr Haugwitz hatte in der Hast der Ernte vergessen, seinen Leuten Brennholz heranzufahren; nun erlaubte er den einzelnen Familienvätern, wenn gerade nichts besonderes in der Wirtschaft vorlag, sich aus seinen eigenen Waldbeständen die Stubben von gefällten Bäumen herauszugraben.

„Auch das noch.“ Drlowski steckte zu gleicher Zeit seinem Herrn einen dunklen, roßigen Ring in die rechte und eine Schnur Glasperlen von ungeschickter Form und ungewissen Farben in die linke Hand. Die Köchin lachte ohne Veranlassung lichernd auf.

„Weiß der Kuckuck, wie lang' das schon im Erdboden stecken thut,“ bemerkte Uklei, mit dem Handrücken über den Mund fahrend.

„Gut, gut, schön,“ brachte Herr Haugwitz stotternd heraus, mit Uklei einen raschen Blick tauschend. Er wandte sich halb um und sagte noch über die Schulter: „Drlowski, ich werde Euch gelegentlich ein Trinkgeld geben;“ darauf verschwand er in seinem Zimmer. Hier vertiefte er sich zuerst in die Betrachtung der ausgegrabenen Dinge. Sie erschienen ihm alt, uralte; eine merkwürdige Wärme und Behaglichkeit breitete sich in seiner Brust aus, sein Gehirn hellte sich ordentlich auf: hier hatte er die Anknüpfung an eine Wissenschaft in der Hand. Und immer wieder betrachtete er mit forschenden Augen Ring und Perlen; dann langte er einige Bände des Konversationslexikons herab und orientierte sich über prähistorische Gräber, Hümngräber. Es war nicht viel, was er speziell über alt-preussische Ausgrabungen fand; das war ihm aber gerade recht, um so lebhafter wurde seine Phantasie mit Vermutungen beschäftigt. Der Boden seines Gutes barg vielleicht eine Menge verschiedenartigster Denkmäler aus einer fernen, in graue Vergangenheitsnebel gehüllten Zeit; ihm war es vorbehalten, in dies Reich einzudringen; auf seinen Scharfsinn kam es an, den ausgegrabenen Dingen Wert, Bestimmung und Bedeutung beizulegen.

Er ergriff seine Mütze und trat hinaus in den warmen goldenen Tag. Jenseits der Reutekaten hinter der gelben Roggenstoppel und der Wiese unten erhob sich eine Bodenwelle, mit starken, weitläufig stehenden Kiefern besetzt; oben der Ramn derselben war fahl, der sandige Grund von kurzem Heidekraut und niedrigen Büschen bedeckt; an diesen höchst gelegenen Platz des Gutes schloß sich eine Trift an, unkultiviertes, wertloses Weideland von ziemlicher Ausdehnung.

„Drlowski!“ rief er mit starker frischer Stimme, wie sie ihm nicht immer zu Gebote stand. Das Antlitz des Gerufenen tauchte zehn Schritt weiter oben aus einer Grube auf, gelber Sand lag auf der Mütze.

Herr Haugwitz stieg den von Kiefernadeln glatten Boden, oftmals ausgleitend, empor. „Nu zeigt mir mal, wo Ihr den Ring fandet. Also hier in dieser Baumstumpfhöhle!“ Sich rückend, sah der gnädige Herr interessiert in die Raulle, in der der mächtige rote

Stubben, von mehreren starken Wurzeln gehalten, noch unerschütterlich saß.

Drlowski schüttelte den von Schweiß feuchten Kopf. „Nein!“

„Wo denn?“

„Mehr oben auf der Spitz.“ Sein Daumen wies über sich auf die Höhe.

Herr Haugwitz stuzte. Es dauerte seinem Ehrgeiz viel zu lange, bis der baumlange, schwerfällige Mann sich aus der Vertiefung herauswand; er streckte mehrmals seine unruhigen Hände nach ihm aus, um ihm zu helfen, steckte sie aber immer wieder in die Tasche, bis er schließlich doch des Knechtes groben Nermel packte und ihm durch Ziehen das Herauskommen erleichterte. „Nun flink, flink!“ Er stieg rasch aufwärts.

„Die Sache ist die, gnädiger Herr, ich habe dort oben nach weißem Sand gegraben, die Frauen sind so auf weißen Sand,“ erklärte Drlowski, den Spaten schulternd.

Auf dem Hügel war die Luft leicht und frisch, würzig von wildem Thymian und dem aufströmenden Duft der Kiefernadeln. Die Stelle, wo Drlowski die dicht bewachsene Bodennarbe aufgerissen, blickte deutlich erkennbar durch das helle Erdreich, das zum Vorschein gekommen. Da Herr Haugwitz einige Sekunden früher wie der Knecht anlangte, nahm er sich die Zeit dazu, einen raschen Blick in die weite Welt zu schicken, zugleich beschrieb seine Hand einen Bogen. Ueber die Kronen der Kiefern hinweg oder in den Lücken zwischen ihnen sah man weit in's weite Land. Von grünen Kartoffelfeldern und gelben Roggenstoppeln umschlossen lag das Gehöft von Bajowo, ein freundlicher Anblick mit seinen langen blauen Pappdächern, dem hefenumgebenen baumreichen Garten, ein ovaler See Spiegel als Grenze, daneben die Füllentoppel, dann links Drowken, das Nachbargut. Mit welchem Behagen sah er Drowken an! Wie oft hatte ihn nicht der Nachbar mit seinem schwachhaften und unbedeutenden Wesen gelangweilt! Dann rechts, nur unvollkommen zu sehen, das schwierigste Dorf in seinem Amtsbezirk; noch niemals war es Herrn Haugwitz ein so angenehmer Anblick gewesen! Von der Höhe, im vollen Sinne des Wortes, sah er herab auf den Kreis alltäglicher ermüdender Interessen und Begebnisse und rieb sich die Hände mit seinem Wohlbehagen, etwas für sich gefunden zu haben, was ihm Trost und Freude bedeutete.

Drlowski kam und senkte den Spaten. „Da kommen bald Steine,“ bemerkte er nach einigen Minuten eifrigen Grabens.

„Ein Flachgrab mit Steinbelag. Grabt vorsichtig bis zu den Steinen; rührt nichts, laßt sie liegen, verstanden?“ befahl Herr Haugwitz erregt, sich hinbeugend und mit den Händen im Sande wühlend.

Er war vollkommen überzeugt, eine heidnische Begräbnisstätte vor sich zu haben; diese Zuberficht goß Feuer in die Adern. Seine Hände tasteten auf einen flachen Stein. „Halt! Drlowski, geht mal runter auf den Hof und holt noch einen Spaten.“ Herr Haugwitz nahm, ohne aufzublicken, dem Knecht seinen Spaten aus der Hand. „Und sagt dem Uklei, er soll mit einer Hacke herkommen.“ Der Knecht ging, und sein Herr hatte das erreicht, was er wollte. Er war allein an dieser von dem Hauch uralter Denkmäler umwitterten Stätte und allein mit seiner heftig bewegten Seele. Sich öfters in die Hände hauchend, arbeitete er mit stetigem Eifer. Die Steineinfassung zog sich unter eine Erderhöhung, auf der Raddickbüsche standen; die Wurzeln machten sich unangenehm bemerkbar, aber immer klarer wurde die Form des Grabes: ein längliches Bierdeckel. Endlich kamen Drlowski und Uklei. Herr Haugwitz sah ihnen mit gerötetem, in Schweiß gebadetem Antlitz entgegen, aus dem seine Augen scharf hervorglühten. „Dies hier ist die Grabstätte eines heidnischen Volksstammes, aus welcher Zeit, kann ich nicht sagen. Wir werden hier aller Wahrscheinlichkeit noch thönerne Urnen vorfinden, falls es ein Brandgrab ist, dies hier vor uns. Vielleicht finden wir auch ein Skelett, Knochen.“ Herr Haugwitz sah seine Leute bei dieser Ansprache scharf an, und diese musterten ihrerseits die Arbeit, die der Herr vor sich gebracht hatte. „Wahrscheinlich finden wir Beigaben vor, der Ring und die Glasperlen lassen darauf schließen. Seid nun vorsichtig beim Graben, laßt die Steine an der Seite, ebenso die Steinplatten, mit denen das Grab bedeckt ist, unverfehrt liegen, thut nichts, ohne mich vorher zu fragen.“ Herr Haugwitz fixierte besonders Uklei beschwörend und sprach sowohl feierlich wie streng. An Drlowski prallte die Bedeutung der Situation vollkommen ab; dies war hier eine Arbeit wie jede andere, nur daß sie unter den Augen des gnädigen Herrn gethan werden mußte, und die große Vorsicht bei jedem Spatenstich war lästig. Auf Uklei aber wirkte die Erregung, in der sich sein Herr befand. Er schnüffelte mit der Nase und äußerte: „Mir scheint, hier ist nicht man bloß ein Grab, sondern mehrere — da, die Wurzeln in der Rinde haben alle so was wie Gräber.“ Er wies mit seiner dunklen Hand auf die Trift.

Herr Haugwitz trocknete sich den Schweiß ab, der in kühlen, kitzelnden Tropfen über seinen Nacken rann, und betrachtete den Schweinehirten wohlwollend. „Ihr könntet recht haben, vielleicht

haben wir es hier mit einem heidnischen Kirchhof zu thun, vielleicht ist es ein Fürstengrab und geringere rings herum.“

„Und was die oltsche Schwiegermutter von der Schröders ist, die hat genug von der Heidenchanz' erzählt, wo's spuken thut und Schatzfeuer brennen.“ Uklei spie in die Hände und machte sich an's Werk.

Die Luft wurde frischer und leichter, der Boden, den die drei Männer bearbeiteten, war von rotem Sonnenuntergangslicht über-gossen, die Kiefernäste glühten brandrot auf, die Stämme färbte ein südlich warmes Violett. Da endlich kam der Moment, wo die Stein-platten von der vollständig freigelegten Grabstätte gehoben werden sollten. Herr Haugwitz suchte sich zu fassen, konnte aber nicht ver-hindern, daß ihm Tropfen aus den Augen flossen und sein Herz in vollen Schlägen wie in seiner Jugendzeit an seine Rippen klopfte. „Uklei, faßt sie an,“ sagte er gepreßt. Orlovski stand etwas höher auf dem aufgeschütteten Sande und nahm heimlich eine Prise. Uklei faßte den Stein, während sich sein Gesicht in eine undefinierbare Grimasse zusammenzog. Jetzt — das, was seit Jahrtausenden dem Licht der Sonne verborgen gewesen, sollte zum Vorschein kommen! Beim Anheben der Steinplatte fiel einiger Sand mit leisem Ge-räusch durch die Fugen in das Innere. Die Platte wurde einen

sie schon, in einiger Entfernung von einander, in hellen Kleidern, bar-häuptig, mit von der Sonne durchleuchteten Haarschöpfen und offenen Mündern, drangen sie rufend den Kiefernabhang in die Höhe.

„Was treibst Du hier, was?“ rief die Vorderste, es war Rita, die mit dem meisten Temperament begabte. Sie hatte das Aus-sehen einer Märchenprinzessin, aber nicht das der romantischen, zarten, sondern das der frohen kräftigen, die fortwährend auf Schelmereien sinnt, die ihre ganze Umgebung in Bewegung setzt, weil sie selber nicht still sitzen kann, wie sie in primitiven ältesten Märchen vorkommen. Ihre rund geöffneten goldbraunen, reich-strahlenden Augen sahen den Vater neugierig unter der eigen-finnigen Kinderstirne an, die vollen Wäckchen überhauchte ein zartes und doch leuchtendes Inkarnat.

Julie, mit dem Beinamen „das Riesensräulein“, das jüngste der Mädchen, folgte der Schwester auf dem Fuße. Den Beinamen verdankte sie weniger ihrer Größe, als der eigentümlichen Macht und Fülle ihrer Proportionen. Wie in Rosen gebadet erschien sie, um ihr rundes, einfaches Gesicht glühte ein Wald von sagenhaft hellroten Haaren. Und dann kam auch Selma, die älteste der Drei, die nicht ganz die urwüchsige, blühende Körperlichkeit der Schwestern aufwies, bleicher und zierlicher war, im ganzen mehr mit anderen

jungen Mädchen zu vergleichen.

„Sag' bloß, Papa, was thust Du hier? Alter Herrenmeister!“ rief Julie.

Herr Haugwitz hatte sich erhoben und stand mit ausgebreiteten

Armen vor seiner Ausgrabung, nicht etwa, um seine Töchter ans Herz zu ziehen, sondern sie abzuwehren.

„Bleibt da!“ rief er herrisch. „Ihr, ihr habt auch die Deckel da?“

Zwei pendelnde gelbe Schwänze sahen aus den Gräsern; seine Stimme wurde zornig. „Das könnte mir fehlen. Nehmt sofort die Deckel auf den Arm, versteht ihr, Julie, Rita, und haltet euch in einiger Entfer-nung. Ich kann hier weder euch noch die Hunde gebrauchen!“

Den Mädchen blieben Ruße und erstaunte Fragen in den Kehlen

steden; sie schlossen die roten Lippen und zogen die Stirne in Falten; Rita und Julie ergriffen die ahnungslosen Deckel am Nackenfell, schwenkten sie heran, klemmten sie unter den Arm und lagerten sich dann in einiger Entfernung, sich lang ausstreckend, die Gesichter der höchst merkwürdigen Stelle zugewandt, die ihr Vater mit so viel Heftigkeit vor ihnen hütete.

„Wie uns Vater anschnauzt,“ sagte Rita, zu Julie gewandt, mit einem kurzen Auflachen, während ihre Füße in hellen Segel-schuhen auf den Erdboden hämmerten. Diese legte den Dachshund so zurecht, daß er für ihre Arme eine warme und bequeme Bank abgab, und wartete schweigend und behaglich darauf, was nun kommen würde. Rita dachte: ob mein Haar auch so feuerfarben glüht? Julie ist ein ganz Teil heller, wie ich, und dann hat sie einen halbmal so dicken Kopf.“ Sie fand die Schwester so auf-fallend prächtig wie keinen anderen Menschen, und das Bewußtsein, zwar etwas anders — feiner und lebhafter — aber ihr doch ähnlich zu sein an Weiße der Haut und Fülle und Form beraufschte sie förmlich; es lag ein ganz besonderer Reiz darin, zu zweien den Menschen vor die Augen zu treten und ihre verblüfften Mienen zu sehen. O, und dieser Sommer, diese Luft, diese süße Gegenwart!

(Fortsetzung folgt.)



Raubwildjagd zur See: Aufsprung eines harpunierten Seevampyr.

Augenblick schwebend über der Lücke gehalten und zur Seite auf den Sand gelegt. Herr Haugwitz konnte seine Augen gar nicht rasch kreise genug zwingen, herab zu schauen. Da standen, halb von Sand und Kohlenresten verdeckt, schattenhaft im Kreise herum graue Totenurnen, und rotes Licht floß durch die Oeffnung und breitete sich über die unterirdischen stummen Denkmäler!

„Ein Urnengrab,“ sagte Herr Haugwitz. Seine Hände streckten sich aus, um zu betasten, was er sah, doch befürchtend, diese wunderbaren gebrechlichen Erscheinungen aus einer anderen Welt zu be-rühren, blieben seine Hände in der Luft, und so kauerte er vor seinem Schatz mit einer Geberde, als begrüße er die dem Tag wiedergegebenen Aschenreste.

Gerade in diesem feierlichsten Moment erklangen helle, lang-gezogene Schreie, die der Unkundige für die Ruße von lebhaft an-geregten Gabelweihen oder anderen Raubvögeln halten mochte; sie wurden lauter, kamen näher und nahmen an Uebermut zu, sich jetzt deutlich als helle metallreiche Frauenstimmen ausweisend: „Papa-a, ju-hi, hu juuh!“ Herr Haugwitz wandte sich von dem stummen Kreis der Urnen, sein erblichstes Antlitz sah nach den Kiefern-stämmen. Es war ihm schrecklich, sogar angsterregend, daß gerade in diesem Augenblick seine Töchter kommen mußten. Aber da waren

Erinnerungszauber.

Eine Palmsonntagsgeschichte von Luise Gläß.

(Nachdruck verboten.)

Adele Franzius stand auf der Anfahrts des stattlichen alten Hauses, das sie im Dorfe das Schloßchen nannten, und wartete auf ihren Vater. Der frische Märzwind zaufte ihr an Hut und Schleier, legte die letzten welken Blätter von der Hofsindel und wirbelte den Kies durcheinander, auf dem der Kutscher den Landauer langsam im Kreise fuhr.

„Auch noch,“ dachte Adele ärgerlich; „erst zwingt mich Papa, diese leidige Konfirmationsfeier mitzumachen, und nun stehe ich hier und warte, weil die Schede gebustet hat. Ich werde doch wohl heiraten müssen, um endlich einmal selbständig zu werden.“

Aber selbst der Aerger stand diesem Gesicht gut. Der weiche, stolze Mund, die sprühenden Augen — kein Wunder, daß man sie ringsum die Schöne nannte, und daß mehr als einer hoffend darauf wartete, daß sich Adele Franzius zum Heiraten entschliesse.

Sie wußte ganz genau, daß erwartet wurde und wer wartete; verliebt hatte sie sich glücklicherweise in keinen, also konnte sie, unbeirrt von thörichten Gefühlen, mit Verstand und Vorsicht den Lebenswürdigsten und Reichsten auswählen: das war ohne Frage Nachbar Poten.

Nachbar Poten hatte das größte Gut in der Nähe der Hauptstadt, Nachbar Poten wußte zu reden und zu schweigen, Nachbar Poten beherrschte die Formen der Gesellschaft und war auch sonst unterhaltend, denn er hing nicht allein an Adelsbraunen Augen, sondern sah auch manchmal in die blauen ihrer Cousine Lola. Und diese thörichte Lola liebte den Mann, den Adele zwar an einem losen Fädchen, aber doch ganz sicher festhielt. Einfach Größenwahn war es, wenn Lola hoffte.

Adele lächelte leise auf.

„Na, das ist schön, Mädels, daß Du trotz des Wartens bei Humor bleibst,“ sagte heiter der Domänenrat Franzius, winkte den Wagen heran und stieg ein.

Adele sprach nicht viel auf der Fahrt, und das war dem Vater eben recht, das freundliche Gesicht genigte ihm; er hatte genug umherzuschauen, ob ringsum alles in Ordnung sei.

Heute war's übrigens nicht nur in Ordnung, heute lag Feiertagsglanz auf der Erde. Der erste schüchterne Frühling mauf seinen braungrünen Schleier über die Bäume, und die Luft zitterte vom Klang der Palmsonntagsglocken. Im Dorf standen die Konfirmanden schon da und dort vor den Thüren: neue steife Kleider, glattgeölte Haare, rotgemaschene Gesichter — „ein abscheulicher Anblick,“ dachte Adele, — den Glanz in den Augen, den ehrlichen Ernst in den Kindergesichtern sah sie nicht.

Und dasselbe, nur um ein wenig verfeinert, soll ich nun zwei Stunden lang regungslos anschauen, soll mich auch noch bedanken, daß die Verwandten mich dabei nicht entbehren wollen, und soll am Ende einen ganzen Tag lang ein grünes Backfischchen feiern helfen, das sich entweder in hilfloser Bescheidenheit vertriehen möchte, oder vor lauter Wichtigthuerei unerträglich wird.

Das schöne Gesicht sah schon wieder zornig aus; da rollte ein leichter Zweifler hinter ihnen her, holte den Landauer ein und fuhr ein paar Minuten neben ihnen hin.

„Morgen, Herr Nachbar.“

„Morgen, Poten. Na, wo hinaus. Auch 'ne kleine Konfirmandin irgendwo?“

„Ihr Herr Bruder hat die Freundlichkeit gehabt, mich einzuladen — da haben wir wohl einen —“

Er hielt inne. Die Augen der schönen Adele glänzten plötzlich auf in liebenswürdiger Freude. Sie freute sich — freute sich wirklich! — Aber da hatte er ja endlich ein Zeichen!

Gott sei Dank, dachte Adele, nun muß ich mich heute doch nicht unbedingt langweilen. Laut aber sagte sie lächelnd: „Fahren Sie zu — Ihre Pferde tanzen vor Ungeduld — auf fröhliches Wiedersehen.“

Als sie aber bei den Verwandten eintrafen, war der Nachbar noch nicht da, und die leise Verstimmung packte Adelen wieder. Natürlich! Lante Franzius bei jedem Wort zu festlichen Thränen geneigt, Onkel etwas unbehaglich, als sei ihm die Feierlichkeit im Hause ein schlecht sitzendes Kleid, Cousine Lola sehr reizend, aber melancholisch schweigsam. — Ungeweinte Potenthänen hinter den Wimpern dachte Adele ärgerlich. Ich kann Dir nicht helfen, Blondkopf, Poten ist der einzige Mann, der für mich paßt.

Nur über die zierliche Hauptperson konnte sich Adele beim besten Willen nicht ärgern. In dem duftigen, weißen Kleid stand sie so glücklich dankbar vor der Blumenpracht, die allerlei Freunde des Hauses für sie geschickt hatten, daß man sich an ihr freuen mußte.

„Kleines Mädels,“ sagte Adele, unwillkürlich ein wenig zärtlich, „wie wird Dir zu Mute sein, wenn Dich die Menschen nun unrlözlich Sie nennen?“

Maria sah die Cousine fragend an, dann schlang sie ihre Arme um die Schöne und flüsterte: „O goldene Adele, wie lieb bist Du heute mit mir. Nun kann ich Dir auch sagen, wozu ich niemals den Mut fand: Ich bin Dir unmenslich gut, ich möchte so werden wie Du, so vollkommen und herrlich. Ach, goldene Adele, mir wird beinahe angst, wenn ich daran denke, wie ernst das Leben ist, und wie wenig ich davon verstehe.“

Träumerisch hörte Adele zu — sie lächelte Maria an und strich ihr behutsam über das weiche blonde Haar, wie man über eine Knospe streicht, die aufblühen will. Aber sie antwortete nicht, und als eben jetzt Poten mit einem Rosenstrauch eintrat, legte sie unwillkürlich den Arm um die jungen Schultern, als müsse sie die Knospe vor irgend etwas behüten.

Das sah so liebenswürdig aus, daß Poten beinahe vergaß, für wen seine Blumen bestimmt waren. Mit zwei Schritten stand er vor den Cousinen und sprach über Marias lichten Kopf weg: „Mein gnädiges Fräulein —“

Adele aber sagte lächelnd: „Da steht die Hauptperson.“

Poten kam zur Besinnung; Maria erhielt ihre Rosen, die Eltern wurden begrüßt, und endlich stand der Gast auch bei Lola. Ein sanftes Rot der Freude stieg in dem stillen Gesicht auf, und Adele fühlte seltsamer Weise etwas wie Befriedigung, als die Beiden jetzt eingehend mit einander sprachen.

Sie setzte sich neben die Blumen, hielt Marias Hand und lauschte dem ernsthaften Geplauder des jungen Mundes. Aber sie lauschte nicht lange, der schwüle Rosenduft drang ihr in alle Sinne, die Palmsonntags-erinnerungen verblaßten, und je länger die drüben sprachen, desto heißer und zorniger wurde ihr zu Mute.

Ich will nicht übersehen werden, ich will nicht im Winkel sitzen, dieser Mann soll mein Mann werden.

Blöthlich stand sie auf. Maria schrak zusammen: „Hab' ich etwas Thörichtes gesagt?“

Da erst fiel ihr ein, wer da stand und wer mit ihr gesprochen hatte. Man sah ihrem Blick an, daß er aus weiter Ferne kam, aber als er das schüchtern bewundernde Kindergesicht traf, wurde er weich und zärtlich.

„Du bist ein liebes Ding,“ antwortete sie sanft, „aber jetzt mußt Du zu Deiner Mutter gehen, es ist Zeit.“

Sie selbst trat zu Lola, schob ihren Arm in den der Cousine und sah Poten an. Sie lächelte nur, aber bei diesem Lächeln fiel ihm das Aufleuchten ihrer Augen wieder ein, und heiß wallte es in ihm auf: „Sie liebt Dich ja, die Schöne, Reiche, Spröde, Vielumworbene. Dich liebt sie.“ Lolas stille Anmut verblaßte daneben.

Auf der Fahrt in die Kirche sah Poten mit Adele im Wagen, in der Kapelle, von der aus sie die junge Schar der Konfirmanden gerade vor sich hatten, blieb er neben Adelen. Er schob ihr den geschnitzten Kirchenstuhl zurecht, rückte ein Fell unter ihre Füße, schlug das Gesangsbuch auf — ehe er damit fertig war, hatten sich die andern schon allein geholfen.

Der Stuhl zu seiner Rechten blieb leer — Lola hatte ihn schon in der Hand gehabt, als sie aber Potens eifrigen Dienst sah, ging sie still nach der anderen Seite und setzte sich dort, halb verborgen hinter einen Pfeiler.

Poten merkte gar nichts davon, wie konnte man irgend etwas anderes bemerken, so lange einen Adele Franzius braune Augen festhalten wollten.

Nun begann die Orgel ihre feierliche Weise, Adele that einen tiefen Atemzug — sie freute sich doch, da zu sein — es war doch so viel Jugend, so viel Hoffnung, so viel Andacht versammelt zu sehen. So hatte sie auch gefessen — daheim in der kleinen Kirche, die das Dorf und ihre Eltern gemeinsam, in Liebe und Verehrung für sie, damals ganz besonders reich geschmückt hatten. Sie hatte ganz genau gefühlt, daß sie den meisten der Versammelten für die Hauptperson galt, und war doch nicht eitel darauf gewesen, nicht einmal stolz — nur ganz erfüllt von dem, was sie für diese Liebe und Verehrung zurückgeben müsse an Gegenliebe, an Hilfsbereitschaft, an Vorbildlichkeit, an Treue, an gutem Willen.

Wo war das alles hin?

Adele hörte nichts von dem, was sie da unten sangen, sie sah auch die jungen Gesichter nicht mehr, nur unbestimmte Klänge berührten sie und ein undeutliches Bild von Feierlichkeit und Schönheit.

Aber das Kirchlein von damals sah sie deutlich, und den lieben, alten Pfarrer hörte sie sprechen, als stünde er vor ihr: „Dir ist viel gegeben — Herz, Verstand, Schönheit und Reichthum, — aber es wird auch viel von Dir gefordert werden, wuchere mit Deinem Pfund.“

Der Geistliche unten sprach mit eindringlicher Beredsamkeit auf die jungen Seelen ein — Adele hörte ihn nicht und vernahm doch eine Predigt. Als der Geistliche hier die Hand segnend auf Marias blonden Scheitel legte, da meinte sie, die zitternden Finger ihres alten Pfarrers zu spüren und schloß die Augen.

Die schöne Saat, dachte sie, und nichts ist aufgegangen als Selbstsucht und Eitelkeit. — Nun war es vorbei — Stühle rückten, ein Flüsterer erhob sich. Adele kam aus der andern Welt zurück, wandte sich seitwärts und sah in Potens Augen.

Der war auch nicht ganz bei der Sache gewesen, der hatte allerlei widersprechende Empfindungen in seinem Herzen in Einklang bringen wollen — jetzt aber, da er die Schöne sah, deren Augen noch von einer fernem himmlischen Welt erfüllt schienen, neigte er sich zu ihr und flüsterte hastig: „Mein teures Fräulein, hier ist heiliger Boden, darf ich Ihnen hier sagen —“

Da machte Adele auf und wußte auf einmal ganz genau, was sie jetzt thun mußte, wenn sie sich nicht zeitlebens vor der andern Adele schämen wollte, die einst am Palmsonntag daheim in der kleinen Dorfkirche gekniet hatte.

„Nein,“ sagte sie leise, aber sehr bestimmt. „Sie irren sich, irren sich ganz und gar in mir, und eben jetzt auch in Ihren eigenen Gefühlen. Sehen Sie dorthin nach dem Pfeiler — dort steht Ihr Glück — ich habe nichts damit zu thun!“

Berlekt richtete sich der junge Mann auf.

War die schöne Adele eine Kokette? Spielte sie mit ihm? Steckte sie voller Launen?

Sie trat still an die Brüstung und sah zu Maria hinunter; den innigen Ausdruck des schönen Gesichts sah er nicht, er sah nur ihr sich Abwenden und blickte nach dem Pfeiler hinüber, wo ein Paar zärtliche blaue Augen jede seiner Bewegungen verfolgten.

Ein tiefer Atemzug befreite seine Brust, die Kränkung war vergessen, er fühlte nur noch das Eine: Dort stand sein Glück.



Gute Freundschaft. Nach dem Gemälde von August Siebert.

Ein sensationeller Fall.

Kriminalroman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

1.

Der Chef der Firma C. F. Weidner hob seinen Blick von dem vor ihm liegenden Geschäftsbuch und sah mit einem eigentümlichen Gemisch von Verlegenheit und Schalkhaftigkeit zu dem auf der anderen Seite der zusammengestellten Schreibtische arbeitenden Prokuristen hinüber.

„Was werden Sie sagen, O'Veary,“ begann er, „wenn ich Ihnen nun mitteile, daß ich mich entschlossen habe, meine Junggesellenfreiheit aufzugeben und mich mit einem der hübschesten jungen Mädchen unserer Stadt zu verloben?“

Es lief ein Zucken über die bartlosen Züge und einige Falten bildeten sich auf der Stirn des Prokuristen. Im nächsten Moment erhob auch er sein Gesicht und bemerkte trocken: „Ich würde Ihnen entgegnen, daß Sie scherzen, Mister Weidner.“

Die beiden Männer bedienten sich bei ihrem Gespräch der englischen Sprache. Der jetzige Inhaber der Firma C. F. Weidner hatte als junger Mann mehrere Jahre in England gelebt, um das englische Geschäftsleben gründlich kennen zu lernen. Seitdem war er ein überzeugter Verehrer alles Englischen geworden und er hatte, als der Tod seines Vaters seinem Aufenthalt in England ein Ende machte, seinen Freund O'Veary, neben dem er in einem Londoner Kontor längere Zeit gearbeitet hatte, mit nach der Heimat genommen und ihn zum Prokuristen des ererbten Geschäftshauses gemacht.

Der Irländer hatte wohl Grund erstaunt zu sein, denn Herr Weidner zählte bereits zweiundvierzig Jahre und hatte bisher noch nie Lust und Neigung gezeigt, die Annehmlichkeiten seines sehr behaglichen Junggesellenlebens zu gunsten einer Ehe, deren Glück doch immerhin problematisch war, aufzugeben. Ja, erst vor etwa anderthalb Jahren hatte Herr Weidner sein Testament gemacht, seinen Neffen Dr. Paul Weidner in Berlin zu seinem Universalerben eingesetzt und auch ihn — O'Veary — mit freundschaftlicher Freigebigkeit bedacht.

Der Chef der Firma Weidner schüttelte sein schon ziemlich kahles Haupt und der schelmische Zug aus seinem behäbigen, vollwangigen Gesicht verschwand. „Nein, wirklich, O'Veary,“ sagte er, „in allem Ernst, ich werde heiraten. Meine Verlobung wird, wie ich hoffe, schon in den nächsten Tagen stattfinden.“

Die kleinen, blaugrauen Augen des Irlanders starrten den Sprechenden noch immer ungläubig an. Nun aber öffneten sich die schmalen Lippen in dem hageren, knochigen Antlitz und eine Gratulation, die nicht mit ganz natürlicher Herzlichkeit herauskam, wurde laut: „Da wünsche ich Ihnen viel Glück, Mister Weidner. . . Darf man nach dem Namen der glücklichen Braut fragen?“

Der forpulente Junggeselle stemmte seine beiden Ellenbogen auf die Schreibtischplatte, stützte sein rundes Gesicht in seine Hände und entgegnete, während wieder ein schmunzelndes Lächeln seine Züge noch verbreiterte: „Ahnen Sie denn das nicht, O'Veary?“

„Nicht im geringsten, Mister Weidner.“

„Aber Sie wissen doch, daß ich seit einem Jahre in der Wahr-schen Familie angelegentlich verkehre.“

Das Gesicht des Irlanders zog sich ganz in die Länge. Eine unendliche Ueberraschung malte sich in seinem Gesicht. Seine Stimme stammelte, während er erwiderte: „Sie sind mit Mahr befreundet, Sie haben geschäftliche Verbindung mit ihm —“

„Allerdings,“ bestätigte der Andere. „Anfangs war es nichts als das. Mahr wandte sich an mich in einer geschäftlichen Kalamität. Ich kam häufig in seine Wohnung und hatte Gelegenheit, das innige, glückliche Familienleben zu beobachten. Weiß der Teufel, mein hart gesottenes, altes Junggesellenherz wurde manchmal ganz weich dabei und es packte mich so etwas wie Bedauern. Und immer klarer kam es mir zum Bewußtsein, daß ich eigentlich ein rechter Esel gewesen und ich sagte mir, warum sollst Du es nicht auch so gut haben, wie Mahr. Helene Mahr ist äußerlich ganz das Ebenbild ihrer Mutter und sie wird voraussichtlich auch einmal eine ebenso gute Ehefrau abgeben, wie Frau Mahr.“

„Hat sie Ihnen schon ihr Jawort gegeben, Mister Weidner?“ fragte O'Veary.

Der Befragte kraute sich in dem spärlichen Haar.

„Mit Helene habe ich allerdings noch nicht offen gesprochen. Aber der Einwilligung der Eltern bin ich sicher.“

Der Prokurist zeigte eine bedauernde Miene.

„Ich befürchte, Mister Weidner,“ entgegnete er, „Fräulein Mahr wird Ihnen nie ihr Jawort geben.“

Der verliebte, alte Junggeselle machte ein etwas verdutztes Gesicht und eine deutliche Empfindlichkeit lag in dem Ausdruck seiner Frage: „So? Warum denn nicht? Warum denken Sie, daß ich der jungen Dame nicht anstehen werde?“

Der Irländer strich sich mit zwei Fingern seiner linken Hand sein spitzes, mit rötlichen Bartstoppeln bedecktes Kinn.

„Weil sie bereits einen andern liebt, Mister Weidner.“

„Einen andern?“

„Den Referendar Kannenberg.“

Herr Weidner erhob sich von dem ersten Schrecken und zeigte jetzt ein überlegenes Lächeln.

„Bah,“ meinte er, „was das betrifft, das ist nur Kinderei. Ich habe davon gehört. Eine unschuldige Balliebelei, wie sie jedes junge Mädchen einmal gehabt hat; das will nichts besagen. Mahr hat mir selbst davon erzählt. Von etwas Ernstem ist nie die Rede gewesen zwischen den Beiden. Kannenberg ist fünfundzwanzig Jahre alt und hat noch lange Jahre zu warten, bis er in der Lage sein wird, eine Frau ernähren zu können. Mahr hat ihm das auch deutlich zu verstehen gegeben und der Referendar hat schon seit einiger Zeit seine Besuche eingestellt.“

„Aber sie sehen sich heimlich — glaube ich.“

Herr Weidner machte ein unangenehm überraschtes Gesicht.

„Wie? Heimlich? Woher wissen Sie das, O'Veary?“

Doch der Irländer blieb die Aufklärung schuldig. „Ich weiß nichts Gewisses,“ erwiderte er achselzuckend, „ich vermute nur.“

Der Chef der Firma C. F. Weidner zuckte mit den Schultern, als wenn er sagen wollte: „Bah, eine leere Vermutung bekümmert mich nicht.“ Laut bemerkte er: „Die Hauptsache ist, daß ich mit den Eltern einig bin. Mahr's und seiner Frau Jawort habe ich. Helene ist eine gute Tochter und wird sich fügen. Das mit dem Referendar ist ja völlig aussichtslos.“

Es war ein paar Tage später. Helene Mahr, ein schlankes, blondes Mädchen von etwa zwanzig Jahren mit auffallend schönen Zügen, durchschritt eilenden Fußes den Garten, der sich hinter ihrem Elternhause lang erstreckte. Sie warf ängstliche, scheue Blicke hinter sich. Aber niemand sah sie, niemand folgte ihr. Das Haus lag außerhalb der Stadt. Neben demselben, etwas abseits von der Chaussee, befand sich ein großes schmuckloses Fabrikgebäude, die Pianofortefabrik von Helenens Vater. Aus dem Garten gelangte das junge Mädchen auf einen Landweg, der sich nach etwa zehn Minuten in einem Wäldchen verlor. Hier trat ihr ein junger Mann entgegen, der ihrer erwartet zu haben schien. Er streckte ihr mit einer impulsiven Bewegung seine beiden Hände entgegen. Ein leidenschaftlicher, zärtlicher Blick grüßte sie. Aber ihr Anblick erfüllte ihn mit lebhafter Unruhe. Sie sah verweint und verstört aus.

„Was ist Dir, Helene?“ fragte er. „Schon Dein unerwarteter Brief erschreckte mich. Wir hatten uns auf morgen verabredet. Da erhalte ich nun plötzlich Deine Zeilen, daß Du mich noch heute unter allen Umständen sprechen müßtest. Was ist vorgefallen?“

Das junge Mädchen entzog dem jungen Mann ihre Hände. Dabei vermied sie, in den fragend auf sie gerichteten Blick zu sehen. Ihre Lippen zuckten und in ihren Wenen vibrierte es. Man sah, daß sie mühsam ihre Thränen zurückhielt. Endlich kamen ein paar leise gestammelte Worte aus ihrem Munde.

„Ich wollte Dir — Dir Leberwohl sagen, Erich.“

Referendar Kannenberg trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Seine Augen öffneten sich weit und starrten die ihm mit gefenktem Haupte Gegenüberstehende wie ein übernatürliches Wesen an.

„Ich verstehe Dich nicht,“ stieß er zwischen den auseinander gepreßten Zähnen hervor.

Helene Mahr atmete tief. Mühsam, mit flüsternder Stimme brachte sie es hervor:

„Herr Weidner hat gestern um mich angehalten.“

Ein heftiges Erschrecken slog über die offenen, hübschen Züge des jungen Mannes.

„Und Du?“ stieß er heftig hervor und erwartete in atemloser Spannung ihre Antwort.

„Ich habe ihm gesagt, daß ich ihn nicht lieben könne.“

Erich Kannenberg's Gesicht leuchtete auf und er faßte wieder nach der Hand des jungen Mädchens.

„Und warum willst Du mir Leberwohl sagen, Helene?“

„Weil —“ Es wurde ihr offenbar sehr schwer, weiterzusprechen.

„Er ließ sich nicht abweisen und erklärte mir, daß er sich heute abend meine definitive Antwort holen werde.“

Es blickte in den dunklen Augen des jungen Mannes zornig auf und seine Fäuste ballten sich.

„Der Unverschämte!“ sprudelte er in leidenschaftlicher Aufwallung hervor. „Du wirst ihm heimleuchten, daß er das Wiederkommen für immer vergißt.“

Anstatt freudig zuzustimmen, senkte Helene schweigend ihr Haupt.

„Helene!“ rief Erich Kannenberg und sah die ihm heimlich Verlobte mit schreckensbleichem Gesicht an.

„Ich darf nicht,“ kam es im Flüsterton von ihren Lippen.

Der junge Mann taumelte einen Schritt zurück und griff mit instinktiver Gebärde an seine Stirn.

„Du darfst nicht? Ich — ich verstehe Dich nicht, Helene. Hast Du mir nicht gelobt, daß Du niemandem angehören wirst als mir?“

Ein paar heiße Thränen rollten aus den Augen des jungen Mädchens über ihre blassen Wangen. Die ineinander geschlungenen Hände gegen den ihr Gegenüberstehenden erhebend, bat sie: „Fürne mir nicht, Erich, wenn ich Dich bitte, mir mein Wort zurückzugeben! Wir können einander ja doch nie heiraten.“

Eine unendliche Bitterkeit kam in dem Mienenspiel des Referendars zum Ausdruck.

„Ich verstehe,“ rief er, „Du verlierst die Geduld, Du willst nicht länger warten. Und doch hast Du mir einst zugeschworen, daß Du die Meinige werden wolltest, und sollte es auch noch zehn Jahre und länger dauern. Aber ich will keinen Zwang auf Dich ausüben. Gut! Ich gebe Dir Dein Wort zurück. Lebewohl!“

Der hitzige junge Mann drehte sich kurz herum und that ein paar Schritte. Aber ein erschütternder Laut, der von dem zurückbleibenden jungen Mädchen her an sein Ohr drang, bewog ihn, stehen zu bleiben und wieder heranzuschellen. Sie stand da, die Hände vor ihr Gesicht geschlagen, und schluchzte aus tiefster Seele. Im Nu war Erich Kannenberg an der Seite der Weinenden; er umschlang sie liebevoll und ihr lieblosend die Wangen streichelnd, bat er: „Vergieb mir! Sei gut! Ich that Dir ja Unrecht. Du kannst ja nicht von mir lassen. Du liebst mich. Niemand darf uns trennen und wenn Dein Vater sieht, daß wir unerschütterlich treu an einander hängen, wird er sich auch erweichen lassen.“

Er drückte sie an sich. Sie wehrte ihm nicht und schmiegte ihre Wange hingebend an die seine. Plötzlich aber schrak sie in seinen Armen zusammen; sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich losmachen und aus der Tiefe ihrer Brust drang der schmerzvolle Ausruf herauf: „Ach wenn Du wüßtest, Erich!“

„Was denn, Lieb? So sprich doch! Erzähle mir alles!“

Sie atmete ein paar mal tief und heftig, bevor sie begann: „Mein Vater sprach heute mit mir. Er erklärte mir, daß er ganz in Herrn Weidner's Händen sei. Wenn wir Weidner erzürnen, so ist mein Vater ruiniert. Papa hatte im Vorjahre geschäftliche Schwierigkeiten und da hat ihm Herr Weidner 30 000 Mark in's Geschäft gegeben. Wenn Herr Weidner Papa die Summe nun wieder kündigt, so bleibt ihm nichts übrig, als den Bankrott anzugehen.“

Die Arme des jungen Mannes waren langsam von den Schultern des jungen Mädchens herabgesunken. Alle Farbe war aus Kannenberg's Gesicht gewichen, seine Brust hob und senkte sich stürmisch.

„Und Dein Papa meint —?“

„Daß Herr Weidner ihm jedenfalls das Darlehen kündigen würde, wenn ich nun seine Werbung zurückweise.“

Eine flammende Empörung kam über den leidenschaftlichen jungen Mann. Er ballte seine Fäuste, er knirschte mit den Zähnen und stampfte wütend mit dem Fuß auf.

„O der Schuft, der Schuft, der Schuft!“ zischte er ingrimmig. „Er entblödet sich nicht, sein finanzielles Uebergewicht gegen uns auszuüben und eine schändliche Erpressung gegen Dich auszuüben. O pfui! pfui! Aber ehe ich zusehe, daß Du Dich diesem gemeinen Menschen opferst, eher erwürge ich ihn mit meinen eigenen Händen.“

Er reckte seine kräftigen Arme in die Luft. Jede Muskel in ihm war gespannt, seine Mienen vibrierten in leidenschaftlicher Bewegung.

Halb mit Bewunderung, halb mit Schrecken sah das zarte junge Mädchen auf den ungestümen jungen Mann.

„Was willst Du thun, Erich?“ fragte sie schauernd.

„Ich?“ Er fuhr sich mit einer energischen Bewegung durch das dunkle Haar. „Ich werde mit Weidner sprechen. Ich werde ihm in's Gewissen reden und ihm die ganze Schändlichkeit seines Verfahrens vorhalten. Ich werde ihm erklären, daß wir uns lieben und daß es ein unerhörtes Verbrechen wäre, Dich zu zwingen, ihm wider Deinen Willen die Hand zu reichen.“

„Und wenn er nun nicht auf Dich hört?“

„Dann muß er mir vor die Pistole, dann schieß ich ihn über den Haufen.“

Das junge Mädchen schlug stöhnend die Hände vor ihr Gesicht. Wieder trat Erich Kannenberg an die heimlich Verlobte heran und bemühte sich, sie liebevoll aufzurichten.

„Sei ruhig!“ tröstete er. „Er wird es nicht soweit kommen lassen. Ich glaube nicht, daß Mut eine der Eigenschaften des reichen Herrn Weidner ist.“

„Und was soll ich ihm sagen, wenn er nun heute meine Antwort haben will?“

„Verschiebe die Entscheidung! Morgen werde ich mit ihm sprechen. Am besten, Du lässest Dich gar nicht sehen, wenn er heute Abend zu Euch kommt. Willst Du mir das versprechen, Helene?“

„Ja. Ich werde mich einschließen und mich niederlegen und sagen, daß ich krank bin.“

Erich Kannenberg zog den Arm seiner heimlich Verlobten unter den seinen und geleitete sie bis zu der Gartenthür. Hier trennten sie sich, nachdem sie sich zärtlich von einander verabschiedet hatten.

2.

Am anderen Vormittag saß Herr Weidner in verdrießlicher Stimmung in seinem Privatkontor, das der Prokurist mit ihm teilte. Daß Helene Mahr die Entscheidung hinausgeschoben hatte und während seines letzten Besuches bei ihren Eltern gar nicht zum Vorschein gekommen war, schien ihn empfindlich verletzt zu haben. Allerlei unerfreuliche Gedanken gingen ihm im Kopf herum. Sollte O'Beary recht haben, sollte wirklich Referendar Kannenberg hinter dem offenbaren Bestreben des jungen Mädchens, ihm auszuweichen, stecken?

Witten in seinem Grübeln unterbrach ihn der Eintritt eines seiner Buchhalter, die nebenan in einem größeren Kontor arbeiteten.

„Herr Referendar Kannenberg,“ meldete der junge Mann, „möchte Sie sprechen, Herr Weidner.“

Der Chef der Firma zuckte unwillkürlich zusammen und heftete einen forschenden Blick auf seinen Prokuristen, der in demselben Moment zu seinem Chef hinübersah. Beide schienen von demselben Gedanken beherrscht.

(Fortsetzung folgt.)

✻ Allerlei. ✻

Von den Diamantensfeldern Südafrikas handelt ein in London erschienenenes Buch des Generaldirektors der De Beers-Minen, Gardner F. Williams. Von besonderem Interesse sind die Kapitel, die von der Auffindung der Diamanten und der ersten Zeit der Arbeit auf den Diamantensfeldern erzählen. Bekannt ist, daß die Entdeckung von Diamanten im Jahre 1876 zufällig von Kindern des Voertrekkers Jacobs gemacht wurde. Sehr anschaulich schildert der Verfasser das Drängen nach den neuentdeckten Diamantensfeldern zu Anfang der siebziger Jahre: „Groß waren die Mühsale der Diamantensucher in dieser eisenbahnlosen Zeit; aber dafür gab es Entschädigungen in der grandiosen Natur. Sogar beim Kreuzen der Karoos gab es merkwürdige erhabene Anblicke, um einen Reisenden anzuziehen, der zum ersten Mal diese öden über Südafrika gebreiteten Wüsten erblickte. Tag für Tag, wenn die Diamantensucher von Kapstadt mit ihren knarrenden Wagen dahinzogen, breitete sich vor ihnen dieselbe purpurbraune Fläche aus mit den verkümmerten blühenden Sträuchern, die der Wüste ihren Namen gegeben haben, mit Flecken heißen roten Sandes oder rissigen Lehms. Die Schotten erinnerte dieser Strauch an die Heide ihres Hochlandes, und an Heimweh erkrankte Engländer streiften weit durch den Stechginster und pflückten die gelben Blüten der Pflanze, die sie an den Ginster ihrer heimischen Insel erinnerte. Diese kaum einen Fuß hohen Büsche und der dicke, verkümmerte Giraffenbaum waren fast die einzigen Pflanzen der Wüste.“ Im ersten Fieber des Suchens wurde nicht viel Kunst im Betriebe entwickelt. „Der Plan des Bergwerksbetriebes mit der Reservierung der Straßendämme, die von den Inspektoren des Freistaates bestimmt wurden, erwies sich nur als Nothbehelf. Der Besitzer der Grenzgelains untergruben die Dämme, so daß sie bald für die Wagen sehr gefährlich wurden. Es war sicherlich

bequem, daß man zu jedem Teile der Oberfläche der Mine Zutritt hatte; aber es war ein jämmerliches Schauspiel, als die Fahrdämme krachten und abbröckelten, die Spalten mit Planen ausgefüllt wurden und Maultierwagen und Menschen stolperten und in Abgründe glitten. Trotz aller dieser Unfälle wurden die Wege so erhalten, bis nichts ihren Verfall mehr aufhalten konnte. Bereits vor dem Ende des Jahres 1872 waren alle in dem großen Abgrund verschwunden.“ Es war unvermeidlich, daß das offene System des Grabens in den Kratern erloschener Vulkane, — denn das sind die Kimberley- und De Beers-Minen, — zu einem Ende kommen und durch interirdischen Betrieb ersetzt werden mußte. Die offene Grube war am Schluß des Jahres 1882 über 400 Fuß gesunken, und die Unkosten wurden durch das Vertiefen der Mine vermehrt. Als sie dann regelrecht organisiert wurden, entstand die Gefahr, den Markt mit Diamanten zu überschwemmen und dadurch ihren Wert zu verringern; deshalb wurde die Ausbeute beschränkt. Im Jahre 1899 erlangte Rhodes durch Zahlung von 166 773 000 M. eine Verschmelzung der De Beers- und Kimberley-Minen und eine Kontrolle über die letztere.

✻ Unsere Bilder. ✻

Gute Freundschaft hält die Dienerin augenscheinlich mit dem härtigen Wächter, dem sie das ledere Gänsebein zuschanzt. Neidisch betrachtet der große Hund die Szene, und etwas Appetit und Reid fühlt wohl auch mancher Beschauer des Bildes, denn das Tablett bietet noch andere schöne Sachen, und bei dem einen Gänsefüßchen wird's wohl nicht bleiben. Ja, so sind die Mädels, mit den braven Soldaten haben sie es von jeher gehalten und ihnen so viel als möglich aus der Herrschaftstüchle zugesteckt.

Palmsonntag ist's, am Kirchthor sieht das arme blinde Mädchen mit dem treuen vierfüßigen Begleiter und hält die Weidenfächchenzweige feil, die am Palmsonntag in vielen Gegenden Deutschlands als Frühlingsymbol betrachtet und beim Kirchgang gern gekauft werden. Dem wackeren Kudel ist es wohl bewußt, daß er der einzige Schutz der armen Blinden ist und paßt scharf auf, daß kein unnützer Straßenjunge den Korb der Herrin bestiehlt.

Haubwüldjagd zur See. Ein nicht ungefährlicher Sport an der Ostküste Nordamerikas ist die Jagd auf die sogenannten Seevampyre oder Teufelsfische, kolossale Rochen (*manta brevirostra*), über deren Lebensweise und Eigenschaften nur wenig bekannt ist. Diese sonderbaren Geschöpfe fallen zunächst durch ihre ungeheuren Maßverhältnisse, sowie durch ihr Gewicht auf. Mittelgroße Exemplare haben nämlich, von der Spitze der einen Flügelstöße bis zur anderen gemessen, eine Breite von 6 Meter. Voll ausgewachsene Tiere sollen selbst eine Spannweite bis zu 10 Meter erlangen! Die Entfernung vom Maul bis zur Schwanzwurzel beträgt 3 bis 3,5 Meter; der peitschenförmige Schwanz nimmt weitere 2,5 bis 3 Meter in Anspruch. Genauere Angaben über das Gewicht der 1,5 Meter dicken Ungeheuer liegen bis jetzt nicht vor; man schätzt dasselbe auf 1500 bis 3000 Kilogramm. Eine höchst auffallende, das Diabolische des Tieres noch erhöhende Erscheinung sind zwei armbide fleischige Taster von 1 Meter Länge, die am Kopf in der Nähe der Augen sitzen, beständig in Bewegung sind, jeden berührten Gegenstand sofort greifen und dem mit vielen Zähnen gepflasterten Maul zuführen, in dem ein zusammengekauert Mann bequem Platz hätte. Für die Jäger, welche diese auf dem Rücken braunschwarzen, unter dem Bauch grauweissen Rochen erlegen wollen, liegt die Hauptgefahr in dem kolossalen Gewicht der Ungetüme. Stürzt ein solches nämlich bei seinen häufigen Luftsprüngen auf das Boot nieder, so wird dasselbe unfehlbar zerschmettert. Das bekannte amerikanische Sportmagazin „*Outing*“ veröffentlichte kürzlich die höchst lebendige Schilderung einer Jagd auf den Seevampyr. Erst nach Zusage hoher Belohnung gelang es dem Veranstalter der Jagd, Mr. Holder, einen beherzten Seminole-Indianer, sowie einen Neger zur Teilnahme an der Fahrt zu bewegen. Dieser wurde in dem für dergleichen Seesport vortrefflich ausgerüsteten und durch an den Seiten angebrachte, luftgefüllte Zinnkannen vor dem Sinken gesicherten Ederboot Holders angetreten. Als Waffen nahm man außer einer Harpune ein langes, speerartig geschliffenes Brecheisen, sowie mehrere große Messer mit. Sobald die Gestalt eines dieser gewaltigen Tiere im dunklen Wasser auftauchte, wurde die Harpune nach ihr geschleudert, die sich tief in sein Fleisch einbohrte, worauf das Ungeheuer eiligt davon strebte. In unglaublich kurzer Zeit hatte der Fisch das Boot und die im Hinterteil desselben zusammengedrängten Jäger durch den Kanal mehrere Kilometer weit aufs offene Meer hinausgeschleppt. Dort begann der Rochen sich in die Tiefe hinabzusinken, so daß die Männer sich der kritischen Frage gegenübersehen, ob ihr Boot der ungeheueren Kraft des Fisches zu widerstehen vermöge oder etwa unter Wasser gezogen werde. In seiner Todesangst verrannte das furchtbar blutende Geschöpf sich obendrein in eine seichte Sadgasse, wo es, seinen Irrtum zu spät erkennend, bei dem Versuch umzukehren, halb aufs Trockene geriet und mit Blitzesschnelle von dem Seminolen mittels eines um den Schweif geschlungenen Seiles an einer nahen Mangrove verankert wurde. Jetzt war das Schicksal des Fisches besiegelt, denn die Männer konnten ihn nun vom festen Boden aus durch einige Schläge auf den Kopf töten.

» Nachtsch. »

1. Bezierbild.



Wo ist der Kopf zu dieser Hand?

2. Zweifelhafte Rätsel.

Einmal besitzt es die Stadt; doch tauscht ihr die Stellung der Silben, Drift man es häufig sogar mehrfach in jeglichem Haus.

3. Rätsel.

Ueber dem geliebten Worte
Sitzt der Mönch in seiner Zelle,
Weltvergessen grübelt lange
Er an einer dunklen Stelle.
Täglich, stündlich trinkt er durstig
Diesen Zug aus dieser Quelle.
Bis zum Worte (ohne Schlusslaut)
Man ihn ruft in die Kapelle.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Im Stat lagen Pitt-König und Dame. Mittelhand hatte: Kreuz, Pitt, Coeur-Bube, Pitt-Zehn, Coeur-Zehn, Karo-König, Dame, Neun, Acht, Sieben. Hinterhand blieb der Rest. Spiel: Kreuz-Sieben, Coeur-Bube, Kreuz-Ach (-13); 2. Karo-Sieben, Zehn, Ach (+21); 3. Kreuz-Acht, Pitt-Bube, Kreuz-Zehn (-12); 4. Karo-König, Bube, Pitt-Neun (-6); 5. Coeur-Sieben, Ach, Zehn (+21); 6. Kreuz-Neun, Bube, Coeur-König (-6); 7. Karo-Dame, Kreuz-König, Coeur-Acht (+7); 8. Pitt-Acht, Zehn, Ach (-21). Vorhand erhält den Rest, die Gegner sind bis auf 58 gekommen.
2. Brocken, trocken.
3. Bolster, Ebba, Nantes, Iphigenie, Verona, Isaac, Darius, Almenau, Berdi, Emanuel, Cacadu, Solant. — Veni vidi vici — Julius Caesar.

» Lustiges. »

Wint.

Sie: „Sie waren gestern auch im Konzert?“

Er: „Allerdings, ich hatte die Absicht.“

Sie: „Ach gehen Sie, ich glaube schon längst nicht mehr an Ihre Absichten.“

Alles brav.

Vater: „Nun, Hanschen, bist Du denn während meiner Abwesenheit immer brav gewesen?“

Hanschen: „O, Papa, sehr brav, und Mama ist auch immer brav gewesen und der fremde Onkel, der jeden Abend kam, war auch sehr brav.“

Entlohnung.

Ich zeige hiermit Verwandten und Bekannten an, daß meine Verlobung mit Fräulein Amanda Goldberg rückgängig gemacht worden ist. Nur wer die Höhe ihrer Mitgift kannte, wird die Tiefe meines Schmerzes zu würdigen wissen.

E. Streber, Referendar.

Schusterjungen-Logik.



„Du, sieh mal, Ede, das sind welche von de Eisenbahner!“

„Der mit de Sporen ooch?“

„Natürlich; das ist einer von der Pferdeisenbahn!“

Der richtige Moment.

Erster Herr (auf der Straße): „Darf ich um Feuer bitten?“

Zweiter Herr: „Sehr gerne.“

Dritter Herr (hinzukommend): „Gestatten Sie mir ebenfalls —“

Zweiter Herr: „Mit Vergnügen. Aber da wir nun einmal beisammen sind, meine Herren, wollen wir nicht einen Stat spielen?“

Doppelsinnige Antwort.

A.: „... Also der Herr Sekretär Huber hat sie einen Dummkopf genannt?“

B.: „Ja.“

A.: „Und was erwiderten Sie darauf?“

B.: „Ich sagte: Herr Kollege, das verbitt ich mir!“

Treffend.

... Der Rittmeister kommt nicht mit ins Theater — der mag bloß Trauerspiele!“

„Sieht ihm schon ähnlich, dem schadenfrohen Kerl!“